Gegen Abend.

Von Henri Nathansen.

Ministerialrath Lund war nach reiflicher Ueberlegung zu dem Entschluß gekommen, mit dem Junggesellenthum zu brechen und seiner alten Freundin Edith Wang einen Heirathsantrag zu machen. Auf der Reise zu ihr saß er in einem Nichtrauchercoupé zweiter Klasse. Er war vorläufig ganz allein und betrachtete mit reservirter Miene den wogenden Menschenstrom draußen auf dem Fahrsteige. Dann fiel sein Blick auf einen äußerst sorgfältig gekleideten Herrn, der grüßend seinen glänzenden Cylinderhut lüftete, während er mit halb beleidigter Miene durch das Gedränge zu kommen suchte. Lund öffnete die Wagenthür, lächelte dem Ankommenden entgegen und sagte:

„Guten Morgen, Doktor. Ich bin solo. Wollen Sie mit meiner Gesellschaft fürlieb nehmen."

„Aber von Herzen gern!" sagte Doktor Holst, indem er Lund die Hand reichte.

Er zog sein Cigarrenfutteral heraus, hielt es Lund hin und sagte:

„Letzte Ernte — rechts."

„Danke," sagte Lund mit einer abwehrenden Handbewegung, „ich rauche nicht gern vor Mittag. Mein Magen ist jetzt ziemlich schwach."

„Sagten Sie Magen?" rief Holst, indem er sich mit erstaunter Miene vorbeugte. „Na, es ist wahr," fuhr er dann fort, indem er den Kopf zurücksinken ließ. — „Sie sind ja unverheirathet und folglich erlauben Ihnen Ihre Zeit und Ihre Mittel, einen schlechten Magen zu haben."

„Auf etwas müssen wir Menschen ja unsere Liebe werfen, es mag nun eine Frau, eine Liebhaberei oder ein Magen sein."

„Ich wollte Ihnen meinen Magen wahrlich nicht wünschen," sagte Lund.

„Danke, ich bin selbst reichlich versehen," lächelte Holst, indem seine Hand über die Rundung der weißen Weste glitt.

„Aber Sie können doch nicht leugnen," fuhr Lund fort, „daß ein Magen einem genug Beschwerden verursachen kann."

„Nein, ganz gewiß nicht!" sagte Holst. „Sie werden doch nicht so etwas Schlimmes von mir glauben! Sie werden mich doch nicht für einen so herzlosen Menschen halten, der Ihnen den Glauben an Ihr Magenleiden nehmen möchte, dem Sie doch sicher manche Stunden und Gedanken weihen. Glauben Sie, ich möchte Ihnen den Kummer machen, Ihnen zu sagen, daß Ihnen gar nichts fehlt. Die Leute wollen ja einmal krank sein — Gott sei Dank! Was sollte sonst aus mir, meiner Achtzimmerwohnung, meiner liebenden Gattin und meinen drei unversorgten Töchtern werden? —

Ich und mehrere meiner mehr oder minder geehrten Collegen," fuhr Holst nach einer kleinen Pause fort, sind Spezialisten der eingebildeten Krankheiten, derjenigen, die uns eine sichere jährliche Einnahme gewähren, weil sie viele Behandlung erfordern und nie zu kuriren sind."

„Ich werde an Sie denken, Doktor, wenn ich meinen Hausarzt 'mal ändere," sagte Lund lachend.

„Ja, thun Sie das," nickte Holst. „Ich verspreche Ihnen, Sie so krank und elend zu machen, daß Sie aus Dankbarkeit meine Kinder zu Ihren Universalerben einsetzen, wenn ich Sie erst vollständig gemordet habe."

„Sie sind jetzt vielleicht gerade auf dem Wege zu einer solchen Operation?" fragte Lund.

„Sie haben recht," antwortete Holst. „Meine erste heutige Operation nehme ich an einer älteren Dame vor, die das Bild der Gesundheit sein würde, wenn sie nicht so unglücklich wäre, eine halbe Million zu besitzen.

Sie bringt ihre müßigen Stunden — vierundzwanzig täglich — damit zu, einen kranken Kopf, einen schlimmen Herzfehler, Auszehrung und mehrere innere Geschwülste zu pflegen. Sie ist, wie gesagt, so gesund wie ein Fisch im Wasser, aber ich würde augenblicklich meinen Abschied bekommen, wenn ich es sagte."

„Und die nächste Operation?" fragte Lund.

Die nächste —" wiederholte Holst, „ja, das ist eine wirkliche Operation.

Hier handelt es sich um ein männliches Individuum, welches an Athemnoth, Blutmangel, Nervenerschlaffung und so weiter leidet. Er ist einer der Unglücklichen, denen es beschieden ist, sich ihr Lebenlang dafür zu plagen, daß sie eine den Ansprüchen der Gegenwart entsprechende erste Etage in der Schloßstraße mit dazu gehöriger Frau, Kindern, Dienstboten und Fuhrwerk haben. Er hat zwei Nachmittage im Jahre frei und benutzt diese, um sich davon zu überzeugen, daß noch etwas existirt, was Wald, See, blauer Himmel und Hermann Holst heißt.

Sie sind vielleicht aus einem ähnlichen Grund ausgefahren?"

„Nein," antwortete Lund. „Ich bin so sehr an meine eigene Gesellschaft gewöhnt, daß ich heute auf dem Wege bin, eine andere aufzusuchen."

„Sie sind an Ihre eigene Gesellschaft gewöhnt," wiederholte Holst und plauderte weiter:

„Wenn ich hin und wieder mal, was übrigens selten passirt, mit mir selbst zusammentreffe, so habe ich immer das Gefühl, als ob ich einen alten Bekannten wiedersehe, den ich lange entbehrt habe. Ich frische dann alte Erinnerungen auf, vergleiche die Vergangenheit mit der Gegenwart, gehe die wunderbaren Begebenheiten meines Lebens durch, welches seinen Anfang in der Sechszimmerwohnung meines Vaters, Doktor Hermann Holst, Bredgade 36 rechts, nahm und in der Achtzimmerwohnung seines Sohnes, Doktor Hermann Holst, Bredgade 36 links, enden wird.

Heute" — fuhr er nach kurzem Schweigen fort — „bin ich ohne Zubehör aus wie in meiner Junggesellenzeit. Ich habe Ausgehetag, notabene ohne Hausschlüssel. Heute Abend um elf wird die Hausthür zugeschlossen."

„Aber mein Gott," sagte Lund, „warum nehmen Sie sich nicht mehr Freiheit, wenn Sie sie entbehren?"

„Unerfahrener!" rief Holst. „Daran sieht man, daß Sie nicht Ehemann und Vater sind. Haben Sie je gesehen, daß ein Familienvater sich etwas nimmt. Von dem Augenblicke an, wo man über die Schwelle des Ehestandes tritt, ist man nicht mehr ein selbständiges Individuum, ein Eigenname mit eigenen Anschauungen, Ansprüchen, Interessen und Inhalt. Man gehört zu einem Ganzen unter den Bezeichnungen Mann, Vater, Schwager, Schwiegersohn, in dem alles verschlingenden Sammelnamen: Familie!"

„Ja—a," sagte Lund lächelnd, „so geht es denen, die nicht vom ersten Augenblick an verstanden haben, die Ehe nach ihrer Individualität zu bilden."

„Heilige Einfalt!" rief Holst. „Eine Ehe bilden! Wissen Sie denn nicht, daß die Ehe die Menschen bildet und nicht umgekehrt. Sehen Sie nicht, wie die eheliche Tretmühle uns alle zu einer ziemlich einartigen Masse verarbeitet. Herrgott! Glauben Sie nicht, daß ich in meinen unmündigen Jahren auch so naiv war, darauf zu schwören, meine Ehe sollte etwas ganz Besonderes werden. Ja, guten Morgen. In der ehelichen Morgenröthe, als noch alles neu und glänzend war, besah auch ich die Mühle und ihre einzelnen Theile mit dem größten Interesse, ging der Mechanik auf den Grund, drehte hier und da 'mal an dem Rade und den Schrauben und dachte ernsthaft über neue Construktionen, Verbesserungen und Windrichtungen nach. Aber ehe das Jahr vergangen war, hatte ich die Erfahrung gemacht, daß, je mehr ich drehte und verbesserte, die Mühle um so schlechter ging, während alle Räder sich sanft und geräuschlos bewegten, wenn ich sie in Frieden ließ. Ich ließ also die Maschinerie ihren Gang gehen und gewöhnte mich an den monotonen, surrenden, gemüthlichen Ton des Rades. Und die Mühle ging ihren alten gewohnten Gang und mahlte mich Stück für Stück zusammen mit einer gleichmäßigen, weichen, flüssigen Masse: der Familie.

Ich habe mich in mein Schicksal ergeben und räsonniere nicht. Ich esse gut, trinke gut und schlafe gut. Ich werde im Laufe der Zeit auch wohl noch 'mal Medizinalrath, wie mein seliger Vater, und bekomme bei meinem Ende jedenfalls einen Nekrolog in der Zeitung, der ein Verzeichniß über die wichtigen Ereignisse meines Lebens, meines Geburtstages, meiner Examenstage und meiner allergnädigst verfügten Rangerhöhung enthält. Und außerdem mache ich mir Hoffnung auf eine Anzeige, in welcher meine trauernden Hinterbliebenen die Mittheilung machen, daß ihr strebsamer Mann und Vater in ein hoffentlich besseres Leben übergesiedelt ist. Punktum! Finale."

Der Zug hielt. Der Schaffner öffnete die Thür. Holst gab Lund die Hand zum Abschied und stieg aus.

* * *

Lund nahm den hohen Hut ab und fuhr sich mit dem Taschentuche über die Stirn. Dann lehnte er den Kopf zurück und blickte durch das offenstehende Fenster in die Luft hinaus, die förmlich zitterte vor Hitze und dem glühenden Sonnenschein. — Hm — er konnte es nicht leugnen — Holst hatte ihn förmlich nervös gemacht. Natürlich hatte er übertrieben — Holst übertrieb immer — aber da waren doch einzelne Wahrheiten, die ihn frappirt hatten — allerdings recht allgemeine Wahrheiten. Gott mochte ihn davor bewahren, sich in einen Ehestand zu stürzen, der ihn nur mit Lasten bebürdete, aber der sonst einen vollständigen Mangel an Inhalt hatte. Dergleichen konnte man ja gar nicht vor sich selbst verantworten. Man hatte doch seiner eigenen Individualität und seiner geistigen Entwickelungen gegenüber auch Pflichten.

Sollte er umkehren, solange es noch Zeit war? Warum wollte er im Grunde einen ganz neuen, unbekannten Weg einschlagen, da der alte so eben und bequem war? Er bekam es vielleicht nie wieder, wie er es jetzt hatte — sicher nie. Hundert Kleinigkeiten würden vorkommen, die ihn ärgern, plagen und peinigen würden. Und dann war er vielleicht noch obendrein genöthigt, seinen Aerger zu verbeißen, um ihn nicht noch zu verdoppeln, wenn er sah, daß sich Niemand darum kümmerte.

Er lebte ja jetzt so zufrieden. War es etwas anderes als Neugier, kindische Begier nach dem Unbekannten, was ihn dazu getrieben hatte, seinen Entschluß zu fassen? War es nicht im Grunde eine leere Einbildung, eine fixe Idee, daß er etwas entbehrte — eine Frau?

Wozu wollte er sich mit neuen Ausgaben, neuen Sorgen und neuen Rücksichten plagen? War er nicht schon zu alt, um den Verliebten zu spielen — würde er sich nicht, geradeaus gesagt, zum Narren machen? Was würde man in seinem Bureau, was würde sein ganzer Umgangskreis sagen? Und dann diese unerträglichen, lächelnden Gesichter, diese unzarten Fragen, dieses Flüstern in den Ecken.

Und wenn nun ein Kind kam, eventuell mehrere? Wie würde seine Ruhe und seine Berufsarbeit dadurch gestört werden, gar nicht davon zu reden, daß dann mehr Dienstboten gehalten und die Haushaltung vergrößert werden mußte. Und dann alle diese Besorgungen, Bestellungen, das Aufräumen, Fortwerfen und Ausrangiren.

Lund setzte sich auf die andere Bank und trocknete sich wieder die Stirn.

Nun, alle diese Gedanken und Bedenken hatte er ja vorher auch schon gehabt. Aber alles, was Holst gesagt, hatte sie vergrößert und verstärkt. Nicht weil er irgendwie von Holsts Ehe auf seine eigene schloß! Holst war nun einmal eine willenlose, schwache Natur, der sicher damit angefangen hatte, sich in allen Punkten zu fügen und nachzugeben, und der jetzt lag, wie er sich selbst gebettet hatte. Er zweifelte gar nicht daran, daß seine eigene Ehe eine ganz andere werden würde. Er mit seinem festen Charakter würde schon einen soliden sicheren Grund legen. Und Edith Wang war ein Charakter, eine bestimmte Natur wie er selbst. Es gab ja Bürden in allen Verhältnissen des Lebens, auch in seinem jetzigen. Sie waren allerdings nicht groß, aber sie waren da. Wenn sie sich vermehrten und vergrößerten, so waren sie auch ihrer zwei, um sie zu tragen. Und es gab Frauen, die wunderbar viel tragen konnten. Ja, es gab sogar solche, die mit Freude und Dankbarkeit noch manche Sorgen ihrer Männer mit auf die Schultern nahmen.

Seine Gedanken schritten eine Strecke auf diesem Wege vorwärts. Danach kehrten sie plötzlich um und schlugen einen ganz entgegengesetzten Weg ein. Dann kehrten sie wieder auf den alten zurück, und so gingen sie hin und her, kreuz und quer. Und der Zug fuhr schneller und schneller und seine Gedanken polterten immer unruhiger durcheinander, je näher er seinem Ziele kam.

* * *

Es war gegen Abend: Lund hatte sich von der alten Frau Wang verabschiedet, die ihn fast während des ganzen Tages in Anspruch genommen hatte, so daß er kaum zwei Minuten mit Edith allein gewesen war. Jetzt stand er mit klopfendem Herzen und heißen Wangen vor der Hausthür und wartete. Sie hatte versprochen, ihn eine Strecke zu begleiten.

Jetzt kam die Stunde der Entscheidung. — Er sah nach der Uhr. Wenn der lange Zeiger einmal die Runde gemacht hatte, saß er im Zuge und fuhr als Bräutigam einem fremden Lande zu. Oder bedachte er sich doch vielleicht noch im letzten Augenblick und fuhr heim, wie er ausgefahren war, frei, sorglos, er selbst — heim nach seinem eigenen Lande.

Sie war heute besonders liebenswürdig, angenehm und aufmerksam gewesen im Verkehr mit ihm und ihrer Mutter. Schon die Art und Weise, wie sie ihre Mutter nach dem Mittagessen umarmte und küßte, ihr eine Fußbank unter die Füße schob oder ihr im Garten ein Tuch um die Schultern legte, war rührend — wirklich rührend.

Es ließ sich nicht leugnen, er hatte sich lange nicht so wohl, so zu Hause gefühlt. Ja — sich zu Hause gefühlt — das war das richtige Wort. Als er dort an dem breiten Fenster nach der Straße hinaus gesessen hatte, Frau Wang und Edith mit ihren Handarbeiten ihm gegenüber — wie hatte es ihn an seine längst heimgegangene Mutter und ihr Wohnzimmer erinnert. Die hin und her fliegenden Stricknadeln, die Haube mit dem weißen Bande, das gedämpfte Licht, die gedämpften Laute, der Duft der Rosen im Fenster und der goldene Sonnenstrahl, der in's Nebenzimmer fiel. Merkwürdig, er wußte nicht, ob es bei ihm zu Hause jemals einen Sonnenstrahl gab, in welchem Staubatome tanzten. —

Edith war heute so sanft, ja beinahe herzlich gewesen. Ihre Hand faßte alles so leicht und sicher, ihr Gang war so frei und harmonisch. Und sie selbst?

Ja, sie war hübsch — sehr hübsch. Niemand sah ihr an, daß sie bald dreißig Jahre alt war. Sie würde ein Schmuck für ein Heim sein — für sein Heim. Das volle, braune Haar, welches in weichen Bogen über die Schläfen fiel und hinten in einem hohen Knoten aufgesteckt war, hob wirkungsvoll den hellen, fast weißen Teint hervor. Die graublauen Augen unter den feingezeichneten Brauen hatten einen weichen, tiefen Ausdruck mit einem Anstrich von — war es Sehnsucht oder Schwermuth? Und der kleine, etwas bleiche Mund konnte so sanft, oft beinahe weltfremd lächeln.

Aber wie lange? Wie lange würde das alles währen? Wer konnte wissen, was hinter den sehnsüchtigen Augen, hinter dem sanften Lächeln verborgen war? — Holst hatte vielleicht doch recht. Was kannte, was wußte man schließlich voneinander?

Edith Wang stand oben auf der Verandatreppe und zog ihre Handschuhe an. Hoch, schlank und ruhig stand sie da im Abendsonnenschein. Auf dem braunen Haar saß ein kleiner, englischer Strohhut mit einem weißen Seidenbande.

Lund fühlte ein leichtes Zittern in den Knien und sein Herzschlag stockte beinahe, als er ihr entgegen ging: Erschien sie ihm nicht beinahe wie eine Offenbarung, als sie zu ihm herabkam mit ihrem feinen, bezaubernden Lächeln? Warum sollte er nicht zugreifen, sie nehmen, ehe es zu spät war, damit er Ruhe hatte!

Sie gingen nebeneinander den Weg entlang und Lund beobachtete mit Wohlgefallen, wie Edith Wang mit einer eleganten Handbewegung ihr weißes Kaschmirkleid aufhob, so daß er eben einen schmalen, gelben Stiefel sehen konnte, der stramm den hohen Fuß und den feinen Knöchel umumschloß.

Ihre Rede war gedämpft mit einem Anflug von sanfter Nachsicht, namentlich in ihrem Urtheil über andere. Er fand, daß ihre Stimme, ihre vornehme Ruhe, ihre bloße Nähe schon beruhigend auf ihn wirkten. Selbst wenn sie schwieg, machte sie einen ungezwungenen, intelligenten Eindruck. Sie dachte offenbar nicht daran, daß sie schwieg!

Es kam ihm vor, als ging er leichtfüßiger und elastischer als sonst. Oder war es ihre Gesellschaft, die den Weg kurz und seinen Gang leicht machte? Auch die Unterhaltung wurde ihm leichter, als er gedacht hatte. Sie konnte über gar nichts in einer Weise reden, daß man dachte, es wäre doch etwas darin.

Dann und wann merkte er, daß seine Stimme unsicher klang und daß seine Antworten unbestimmt und geistesabwesend waren. Dann bemühte er sich, seiner Stimme einen ruhigeren Klang zu geben und er sprach dann langsamer als sonst, damit er denken konnte, ehe er sprach. Ob sie wohl etwas merkte oder ob sie es schon gemerkt hatte?

„Weshalb warteten Sie eigentlich so lange damit, zu uns heraus zu kommen? Sie wissen doch, daß Sie uns immer willkommen sind," hörte er sie sagen.

„Ah, ich weiß es eigentlich selbst nicht," antwortete er. „Der Sommer vergeht so schnell. Ehe man sich versieht, ist er vorbeigeflogen."

„Ja, der Sommer vergeht schnell," wiederholte sie. „Und wenn er wieder kommt, sind wir wieder ein Jahr älter — — Mutter und ich," schloß sie nach einer kleinen Pause.

„Nun, Sie haben ja das Leben noch vor sich," lächelte Lund.

„Vor mir?" Sie wandte ihm das Gesicht zu. — „Mir ist es beinahe, als läge es schon hinter mir. — Oder kommt das daher, weil ich mehr an vergangene als an künftige Zeiten denke?"

Lund murmelte irgend etwas Unbestimmtes. War der Augenblick nicht jetzt gekommen? Sie hatten den Wald gleich erreicht und dann kehrte sie um. Hatten ihre Worte einen versteckten Sinn? Enthielten sie eine Ermuthigung? — Nein, nicht die geringste! — Aber? Wenn er nun irgend etwas sagte, wie zum Beispiel —? Nein, es mußte klar und deutlich ausgesprochen werden. Sonst verlief es im Sande und er war auch nicht weiter. — Er hatte ja gedacht, alles durchdacht, ehe er herausgefahren war? — Aber Holst! — O, wer konnte sich auf das verlassen, was er sagte. Holst war ja nicht er und er nicht Holst. Und war es überhaupt etwas anderes als eine von Holsts gewöhnlichen Uebertreibungen — es war nichts als Uebertreibung! — —

* * *

Edith Wang blieb bei der Bank am Saume des Waldes stehen. Sie streckte die Hand nach Lund aus und sagte:

„Adieu. Jetzt kann ich Sie nicht weiter begleiten. Mutter wartet."

Lund nahm ihre Hand. Er sah sich unwillkürlich um, ob Jemand in der Nähe wäre. Dann richtete er sich auf, als hätte er einen festen und sicheren Entschluß gefaßt, und während die Ministerialrathsmiene die Bestimmtheit seines Gesichtsausdruckes unterstrich, sagte er mit einer Stimme, die in ihrer erzwungenen Ruhe zitterte:

„Fräulein Edith — ich biete Ihnen an — — mich den ganzen Weg zu begleiten." —

Edith Wang hatte seine Hand losgelassen und stand schlank und bleich vor ihm, ohne ein Wort zu sagen. Auch er wurde blaß während ihres Schweigens, welches ihn mit jeder Sekunde unruhiger und nervöser machte. Dann fuhr er endlich fort mit einer Stimme, die vor Unruhe und Bewegung zitterte, während hunderte von Gedanken seinen Kopf durchschwirrten:

„Verstehen Sie mich, Fräulein Edith — Edith?" Den ganzen Weg — durch das Leben. Ich will Sie zu meiner Frau machen — Sie sind die einzige, die für mich paßt, die einzige, mit der ich mein Leben theilen möchte. Ich sehne mich nach einem eigenen Heim — und Sie habe ich ausersehen — Sie sollen die Hausfrau sein in meinem Heim."

Er schwieg. War da sonst noch etwas, das er sagen mußte? Was sollte er sonst noch sagen? — Warum schwieg sie? Er hatte ja alles gesagt, was zu sagen war. Jetzt war ja alles in Ordnung — er hatte ja seinen Entschluß gefaßt — jetzt hatte er endlich Ruhe.

Edith Wang war einige Schritte seitwärts gegangen und stand an die Bank gelehnt. Dann sagte sie ruhig und langsam, während sie ihn mit ihren tiefen, schwermüthigen Augen ansah:

„Sprechen Sie nicht weiter. Ich verstehe Sie. Setzen Sie sich hier auf die Bank neben mich und hören Sie ruhig an, was ich Ihnen zu sagen habe.

Sie fragten mich, ob ich Sie auf dem ganzen Wege durch das Leben begleiten wollte. Wie konnten Sie fragen? Wußten Sie denn nicht, dachten Sie sich nicht, was ich antworten würde und mußte? Nein, nein, sagen Sie nichts. Lassen Sie mich Ihnen erst antworten.

Meine Antwort ist: nein. Ich könnte Sie nie begleiten. — —Thut meine Antwort Ihnen weh? — Habe ich Ihnen jemals Grund gegeben, zu glauben, daß meine Antwort anders lauten würde — habe ich das? Habe ich Sie jemals glauben lassen, ich dächte an Sie und fühlte für Sie anders als für so viele andere?"

Lund beugte verwirrt und niedergeschlagen den Kopf. Hörte er richtig? Sprach Sie von ihm? Von ihm, der ihr seine Hand geboten hatte. Gab sie ihm nicht die ihrige? Wollte sie sie ihm nicht geben? Ihren Willen — ihren Willen — — hatte er jemals daran gedacht?

Dann hörte er ihre Stimme — oder fühlte er sie? Glitt sie nicht so sanft und weich durch seinen Sinn und machte ihn so wunderbar bewegt. War es Trauer — Trauer — die er im Herzen fühlte, zum erstenmal seit langer Zeit?

„Ich könnte nie die Ihrige werden," sagte sie, „weil ich nie etwas für Sie werden könnte und weil Sie nie etwas für mich werden würden. — Sie wollten mich zu Ihrer Frau machen — war das nicht eine Ehre, die mir zutheil werden sollte? — Nein, lassen Sie mich nur sprechen. — — Dachten Sie an mich? Galt nicht jeder Gedanke, den Sie dachten, Ihnen selbst? — Ich sollte Ihnen alles geben — aber was wollten Sie mir geben. J — Ihren Namen — einen Platz in Ihrem Salon, als Schmuckstück Ihres Heims.

Ich war es doch nicht, die Sie tiefer, wärmer und inniger liebten, als sich selbst — war ich es wohl? War Ihre Sehnsucht nach mir so stark, daß entweder ein Weg durch das Leben führte, den wir zusammen gingen — oder gar kein Weg?"

Lund erhob das Haupt und athmete tief und schwer. Lieben — hatte er je gedacht, daß das Wort so wunderbar heilig und feierlich klingen könnte, wie in ihrem Munde. Wie klein, einsam und verlassen fühlte er sich unter ihren Worten. — Es gab also doch wohl etwas Tiefes, Schönes und Reiches im Leben, etwas das die Menschen über sich selbst emporhob.

„Ich habe auf das Glück gewartet," fuhr sie nach kurzem Schweigen fort.

„Ich habe mich danach gesehnt früh und spät. Manchen Morgen habe ich gebetet, daß es kommen möchte, und manchen Abend habe ich darüber getrauert, daß es nicht gekommen war. Es sollte ja mein Einziges, mein Alles, mein Leben sein! Es sollte alles in mir zum Sprossen und Blühen bringen, alles Gute, Lichte und Schöne in mir. Ich würde alles dafür hingeben, daß es kam, und mir doch so grenzenlos arm vorkommen, weil ich nicht mehr zu geben hätte. Ich würde mich selbst vergessen vor Freude und Dankbarkeit.

Ein solches Glück würden Sie mir nie geben können — ich weiß es — ich fühle es. Sie brachten das Glück nicht mit in Ihren Worten an mich, in Ihrer Stimme, in Ihrem Blick. Sie vergaßen nicht eine einzige Minute sich selbst — so wenig, wie ich es that."

Sie wandte sich zu Lund zu. Dann rückte sie ihm näher, legte sanft ihre Hand auf die seinige und sagte:

„Habe ich Ihnen weh gethan? Hätte ich gar nichts anderes als mein „Nein" sagen sollen?"

Lund blickte nicht auf. Er antwortete leise: „Sie haben mir nicht weh gethan. Ich glaube, Sie meinen es gut mit mir."

Sie schwiegen beide einen Augenblick. Dann sagte sie:

„Sie sind einsam — glauben Sie nicht, daß ich es auch bin? Ich habe so lange darauf gewartet, aus der Einsamkeit heraus und in das Leben zu kommen, das zwischen Mann und Weib gelebt wird. Jetzt bin ich des Wartens müde. Ich weiß, daß die Sonne an mir vorbei und zu anderen gegangen ist — ich hoffe nichts mehr."

Sie nahm ihre Hand von der seinigen und fuhr fort:

„Vielleicht ist das Glück an uns beiden vorbei gegangen. Es geht an so manchen vorüber. Für alle ist kein Platz in der Sonne. Einige müssen im Schatten sitzen.

Im Schatten sitze ich — und Sie — wie lange wird das währen? Ich sitze da und träume mich in die Sonne, wo es hell und warm ist und wo die Vögel singen. Ich fühle, daß ich nie hineinkomme, weder an Ihrer Hand, noch an derjenigen eines anderen. — Ich werde vergessen und bin vielleicht schon vergessen.

Aber dennoch kann ich gegen Abend zu Hause sitzen und mich in die Zeit zurückträumen, als noch hin und wieder ein Sonnenstrahl, eine Hoffnung auf meinen Weg fiel — in meine sonnige Jugendzeit."

Lund sah sie an. Sein Gesichtsausdruck war alt und müde geworden. Dann sagte er, indem er den Kopf schüttelte:

„Wie kann man sich in ein Land träumen, wohin man doch niemals kommt!"

Sie saß einen Augenblick gedankenvoll da und sah mit verschleiertem Blick auf das stille Feld hinaus.

„Träumen Sie sich nie in Ihre Jugendzeit zurück — wünschen Sie sich nie diese Zeit so stark und lebhaft zurück, obgleich Sie selbst wissen, daß sie nicht wiederkehren kann? Sehnen Sie sich nicht nach sich selbst zurück, wie Sie waren, als Sie jung waren und noch den Glauben an das besaßen, was Sie hofften?"

Lund saß einen Augenblick stumm da und sah vor sich nieder. Dann sagte er leise mit bebender Stimme:

„Fräulein Edith — nehmen Sie mir nicht alle Hoffnung. Prüfen Sie sich — und mich."

Edith Wang schüttelte den Kopf. Dann sagte sie:

„Nein, ich kann Ihnen nichts versprechen und will Ihnen nichts versprechen, weil ich weiß, daß ich es nicht halten kann. Meine Ansprüche an Glück könnte ich nie aufgeben. — Ich will alles oder nichts haben — und mir ist nichts zutheil geworden. Selbst wenn Sie mich lieben könnten, lieben wollten — was hülfe es mir? Auch ich müßte den lieben, der mich liebt. Er müßte mein sein, wie ich sein wäre. Alles mein — und alles sein!"

Lund hatte wieder das Haupt gebeugt. Es klang fast dumpf, als er sagte:

„Aber die Zeit würde doch alles verringern und ruhiger machen. Sie mußten sich doch vorher an noch weniger als allem genügen lassen."

„Ich könnte nie an die Zukunft denken, wenn ich liebte," sagte sie, „und an die Zeit, die mich und meine Liebe älter und ruhiger machen würde. Sie würde ja kommen — wann und wie? daran könnte ich nicht denken. Ich würde nicht denken, nicht fragen, ich würde nur fühlen, daß ich jetzt lebte und daß ich mein Leben mit Leib und Seele lebte. Ich wollte hinein in das Zauberland, tief und ganz hinein. Glauben Sie, daß mir dann noch ein Gedanke bleiben würde für den Weg, der zurückführte?"

Sie stand schnell auf und reichte Lund ihre Hand hin. Dann sagte sie: „Leben Sie wohl. — Geben Sie mir Ihre Hand zum Abschied. Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir einen Gedanken opferten. Ich konnte Ihnen nichts geben und Sie konnten mir nichts geben. Viele haben vor uns als einsame Menschen gelebt, die Niemand kannte und die Niemand kennen wollte. Wieviel gehen nicht denselben schweren Weg durch das Leben, ohne daß Jemand sie klagen hört."

Sie drückte ihm warm und fest die Hand und sah ihn mit einem langen Blick ihrer tiefen Augen an. Dann wandte sie sich ab und schritt hoch, schlank und ruhig den Weg entlang, ohne sich umzublicken.

* * *

Ihre Worte waren ihm in die Seele gedrungen. Sie hatte recht, er sah es zum erstenmal seit vielen Jahren. Sein Glaube an Glück, Güte und Schönheit im Leben, war er nicht erstickt durch den Glauben, das Gefühl, daß er selbst der Erste, der Einzige war?

Gedankenvoll blickte er in den Abend hinaus, der auf die Felder herabsank. Gedanken an längst vergangene Zeiten, in denen er noch ein anderer war, durchzogen seinen Sinn. Wie wünschte er sich die Zeit zurück, die er Stunde für Stunde mit den Gedanken an sich selbst verschwendet hatte.

Sie hatte recht. — Jetzt saß er ja auch hier im Schatten des Abends und träumte sich in die Sonne, wo alles warm und hell und wo die Vögel sangen — die Vögel sangen. Ueber den Wald flog ein leises Zittern, als ob er vor dem Abend schauderte, der mit Kälte und Finsterniß kam.

Dann wandte er sein Haupt um nach dem Wege, den sie gegangen war.

Das letzte Licht war im Westen erloschen. — War sie es, die dort in der Ferne dahin schritt — weiter und immer weiter hinaus in den Schatten des Abends, bis sie in die Dunkelheit hineinglitt?

Nichts rührte sich. Nichts war zu sehen.

Da fühlte er, daß er allein war und daß der Abend sich auf ihn herabsenkte.

Das Tranchiren.

Ueber das Tranchiren oder Zerlegen von Fleisch für den Mittagstisch schreibt eine deutsche Hausfrau:

Das Tranchiren ist die Fertigkeit, gekochtes und gebratenes Fleisch, Fisch u. s. w. kunstgerecht zu zerlegen, um dadurch demselben ein schönes, wohlgefälliges Aussehen zu geben und den Appetit zu reizen. Nichts kann unangenehmer wirken, als schlecht tranchirtes, zerfetztes Fleisch und Geflügel, selbst wenn solches noch so gut und sorgfältig zubereitet ist. „Das Auge ißt mit", sagt ein altes Sprichwort. Das schöne Zerlegen des Fleisches gehört daher zu einer der Hauptbedingungen der Kochkunst — ist selbst eine Kunst, in der es allerdings nicht jeder dem edlen König Artus gleich thut, der einen Pfau so kunstgerecht zerlegte, daß bei einer Tafelrunde alle fünfhundert Gäste ihren Antheil daran erhielten.

Meiner Ansicht nach müßte und sollte in jeder Familie die Hausfrau tranchiren, schon der sparsamen und wirthschaftlichen Eintheilung des Fleisches wegen durch welche sich große Vortheile erzielen lassen, und diese anzustreben, liegt sicher der Hausfrau näher als dem Hausherrn.

Die Industrie hat uns manches vortheilhafte Tranchirbesteck beschert, Geflügelscheeren und Knochenbrecher, starke, zweizinkige Gabeln, dünne und lange, starke und spitze Tranchirmesser und die verschiedenartigsten Messerschärfer. Auf einer Holzplatte läßt sich jedes Fleisch besser tranchiren als auf Porzellan und außerdem kühlt es nicht so rasch ab. Eine Platte aus Lindenholz, blendend weiß, mit der gebrannten Inschrift: „Mahlzeit!", „Wohl bekomm's!" oder „Guten Appetit!" darf auf jedem besseren Tisch erscheinen, denn in der Familie tranchirt die Hausfrau stehend am Tisch und legt die einzelnen Tranchen auf eine erwärmte Porzellanplatte, die mit einer Gabel darauf neben ihr steht. Bei kleineren Gesellschaften tranchirt sie am Seitentisch, am Büfett oder im Nebenzimmer, bei größeren Gesellschaften wird alles Fleisch in der Küche zerlegt, und auch hier ist es von Wichtigkeit, daß die Hausfrau Anleitung dazu geben kann, wenigstens merken läßt, daß sie es versteht.

Grundregel beim Tranchiren größerer Fleischstücke ist: dieselben schnell und leicht gegen die Faser zu zerlegen. Bei starkem Druck würde das Fleisch zusammengedrückt und die einzelne Faser abgerissen werden.

Nach jahrelanger Erfahrung im Tranchiren möchte ich indeß behaupten, daß der feststehende Grundsatz, das Fleisch gegen die Faser zu zerlegen, nicht immer durchzuführen ist. Für's erste halten die so zerlegten Fleischstücke nicht immer gut zusammen und zerfallen beim Zerkleinern auf dem Teller in unansehnliche Stückchen, und dann erhält man auch dadurch oft nur kleine, minderwerthige Scheiben. Das Zerlegen des Fleisches der Längsfaser nach oder in schräger Richtung ist daher der Vorschneiderin recht oft geboten. Bei einiger Uebung entscheidet dabei schon das Auge, welches hier das richtige Verfahren ist.

Wie Andersen Spiritist wurde.

Der berühmte Märchenerzähler Andersen hatte einen lieben Freund, den Professor Olaf Lunden. Lunden erkrankte — so erzählen die Psychischen Studien — an Lungenschwindsucht und sah sich genöthigt, das mildere Klima Italiens aufzusuchen. Vor seiner Abreise übergab er seinen Hund Amor dem Freunde Andersen in Verwahrung. Eines Tages sagte das Dienstmädchen des Dichters, dem die Wartung des Thieres aufgetragen war: „Amor bekommt die Nachrichten über die Gesundheit seines Herrn viel eher als Sie." Andersen zuckte die Achseln. „Ohne Scherz," sagte das Mädchen. „Stets, wenn Amor froh und munter war, bekamen Sie einen Brief vom Professor, der gute Nachrichten enthielt. War Amor traurig und still, dann kamen üble Nachrichten." Andersen wurde neugierig und beobachtete das Thier fortan. Und wahrlich, die Laune des Hundes entsprach stets den Berichten, die über die Gesundheit des Freundes aus Italien eintrafen. Eines Abends lag der Dichter zu Bette und ließ eine Hand über den Bettrand hängen, als er plötzlich die warme Zunge des Hundes auf dem Handrücken verspürte. Gleich darauf begann Amor jämmerlich zu heulen und zu winseln. Andersen empfand ein schweres Angstgefühl. Er schaute auf die Uhr, es war 11 Uhr 27 Minuten. Am anderen Tage konnte er sich nicht entschließen, sein Alltagskleid anzulegen, sondern er kleidete sich in Schwarz. Tags darauf kam aus Italien die Nachricht, daß Professor Lunden in der vergangenen Nacht um 11 Uhr 27 Minuten gestorben sei. Von nun an war Andersen dem Spiritismus ergeben.

— Bettler-Humor. Herr: „Weshalb betteln Sie denn? Sie haben doch gesunde Glieder!" Bettler: „Verlangen denn der Herr, daß ich mir für die fünf Pfennige, die Sie mir vielleicht geben werden, meine gesunden Glieder verkrüppeln soll?"